

IRENE HANNON

Sonnenaufgang
ÜBER
Hope Harbor

Fräncke

Für Shep Hermann –
ein großzügiger Mann, dessen Herz für Gott schlug.
Er feierte das Leben
und ließ uns an seinem kleinen Paradies teilhaben.
Wir sind ihm für seine Freundlichkeit
und Großzügigkeit ewig dankbar
und werden die zauberhaften Tage
in seinem schönen Haus am Meer
immer in unseren Herzen bewahren.
Obwohl er inzwischen in seine ewige Heimat gegangen ist,
inspiriert er auch heute noch alle,
deren Leben er berührt und bereichert hat.
Ruhe in Frieden, Shep.

Kapitel 1

Brannte hier etwas?

Bren Ryan blickte von der Gebrauchsanweisung für das Haarfärbemittel auf und schaute stirnrunzelnd in den Badezimmerspiegel. Prüfend sog sie die Luft ein. Ein beißender Geruch, der ein wenig an Fisch erinnerte, stieg ihr in die Nase. Es roch nicht direkt nach einem Feuer, aber irgendwie so ähnlich. Sie sollte der Sache definitiv auf den Grund gehen.

Entschlossen stellte sie das Haarfärbemittel aufs Waschbecken und folgte ihrer Nase. Als der Himmel draußen von einem weiteren grellen Blitz erhellt wurde, dem ein ohrenbetäubender Donner folgte, zuckte sie leicht zusammen. Das Wetter spielte wirklich verrückt! An der Küste von Oregon tobten sich die Stürme gewöhnlich in den Wintermonaten aus. Im August herrschte normalerweise angenehmes Sommerwetter. Ein Gewitter, das stundenlang anhielt, war eher selten. Aber selbst im Winter gab es Starkregen und stürmische Böen wesentlich häufiger als Gewitter.

Dieses untypische Wetterphänomen war definitiv ein dramatischer Auftakt zu ihrem dreißigsten Geburtstag.

Vielleicht war es auch eine Bestätigung, dass es genau richtig war, eine Liste mit guten Vorsätzen zu erstellen und in ihrem neuen Lebensjahrzehnt einiges umzukrempeln.

Je näher sie der Küche kam, umso stärker wurde der beißende Geruch. Sie blieb an der Türschwelle stehen und ließ ihren Blick prüfend durch den Raum wandern. Alles sah ganz normal aus.

Kam der unangenehme Geruch vielleicht von draußen?

Bren trat an die Spüle und sah aus dem Fenster, das nur einen Spaltbreit geöffnet war. Sie machte es weiter auf und sog die Luft prüfend ein. Die Luft draußen war feucht, aber frisch. Sonderbar.

Wo konnte dieser Geruch denn her...?

Moment!

Stieg aus der Steckdose an der Arbeitsplatte *Rauch* auf? Mit rasendem Puls eilte sie zu der Stelle und schaute sich das Ganze aus der Nähe an.

Die dünnen spiralförmigen Fäden, die aus der Steckdose kamen, waren tatsächlich Rauch.

Das bedeutete, dass in der Wand etwas brannte – oder dass die Kabeldrähte oder die Isolierung schmolzen und jeden Augenblick richtig zu brennen anfangen könnten, wenn sie nicht schnell reagierte.

Eilig griff sie zum Telefon und wählte den Notruf. Nach einer knappen Begrüßung fragte der Mitarbeiter der Leitstelle sie nach allen wichtigen Daten und gab ihr Anweisung, wie sie sich verhalten sollte. »Die Feuerwehr ist verständigt. Verlassen Sie das Haus und warten Sie an einem sicheren Ort, bis sie eintrifft.«

Bren warf einen Blick durchs Fenster, wo der Regen auf ihren alten Kia niederprasselte und die Morgendämmerung den neuen Tag ankündigte. »Ich könnte in meinem Auto warten.«

»Ein Gebäude wäre besser. Haben Sie Nachbarn, bei denen Sie unterkommen können?«

Das ältere Ehepaar, das nebenan wohnte, würde sie bestimmt ins Haus lassen, wenn sie klingelte, aber die beiden standen nie vor acht auf.

»Nein.«

»In diesem Fall sollten Sie sich in Ihr Auto setzen. Ich bleibe in der Leitung, bis Sie in Sicherheit sind.«

»Danke.«

Bren steckte sich das Telefon in die Tasche, entriegelte mit der Fernbedienung ihr Auto, schlüpfte in den leuchtend gelben Regenmantel, der immer neben der Hintertür hing, und lief durch den Regen.

Als sie sich auf den Fahrersitz geschoben hatte, hielt sie sich das Telefon wieder ans Ohr. »Ich bin im Auto.«

»Bleiben Sie dort, bis die Feuerwehr eintrifft.«

»Alles klar.«

Die Verbindung wurde getrennt und Bren schaute nach, wie spät es war.

6:12 Uhr.

Sie würde es unmöglich in achtzehn Minuten zur Arbeit schaffen. Sie könnte schon froh sein, wenn sie zusammen mit den ersten Kunden um 7 Uhr in der *Perfekten Bohne* eintraf, aber zu den Vorbereitungen würde sie definitiv zu spät kommen. Sie hatte ja keine Ahnung, wie lange die freiwillige Feuerwehr von Hope Harbor brauchte, um zu ihrem Haus zu kommen.

Seit Zach Garrett sie vor drei Jahren als Barista in seinem neuen Café eingestellt hatte, hatte sie keine einzige Schicht verpasst und war noch nie zu spät zum Dienst erschienen. Zuverlässigkeit, Pünktlichkeit und Gründlichkeit waren bei ihrer Arbeit sehr wichtig. In zwei Bereichen musste sie heute Abstriche machen. Seufzend wählte sie Zachs Nummer und spähte durch die Wasserbäche, die an ihrer Windschutzscheibe hinabliefen, auf das kleine Haus, das sie gemietet hatte.

Ihr runder Geburtstag begann nicht gerade vielversprechend. Hoffentlich sagte das nichts über das vor ihr liegende Jahr aus.

»Guten Morgen, Bren. Was gibt's?«

Bei Zachs fröhlicher Begrüßung massierte sie ihre Schläfe und erklärte ihm die Situation. »Aber ich bin so bald wie möglich im Café.«

»Zerbrich dir deshalb nicht den Kopf. Ich komme schon klar.« Sein zuvor fröhlicher Tonfall klang jetzt besorgt. »Kann ich irgendetwas für dich tun?«

Seine Hilfsbereitschaft tat gut. Zach war zwar ihr Chef, aber er war auch ein Freund. Wie viele andere in der Stadt. Hier hatte sie ein neues Zuhause gefunden. Die Leute waren mehr ihre Familie als ihre Verwandten in Kentucky, denen sie vor langer Zeit den Rücken gekehrt hatte.

»Danke für das Angebot, aber im Moment liegt alles in den

Händen der Feuerwehr. Ich hoffe, es ist nur ein kleines Problem, das schnell behoben werden kann.«

»Halte mich auf dem Laufenden.«

»Wird gemacht. Ich versuche, mich zu beeilen.«

»Wie gesagt: Ich komme eine Weile allein klar. Keiner unserer Gäste wird sich aufregen, wenn er ein paar Minuten länger auf seinen Kaffee warten muss.«

Das war ein weiterer Grund, warum sie sich in diese Kleinstadt verliebt hatte. »Nochmals danke, Zach.«

»Gerne. Lass dir Zeit.«

Bren beendete das Gespräch, legte ihr Handy auf den Beifahrersitz und trommelte mit den Fingern aufs Lenkrad, während sie auf das Eintreffen der Feuerwehr wartete, ohne ihre Armbanduhr aus den Augen zu lassen.

Fünf Minuten später tauchte ein Feuerwehrwagen am Ende der Straße auf. Die Sirene wurde immer lauter, bis der Wagen schließlich vor ihrem Haus stehen blieb. Nicht schlecht für ehrenamtliche Feuerwehrleute! Sie setzte die Kapuze ihres Regenmantels auf und öffnete die Autotür, um dem Verantwortlichen die Situation zu schildern.

Der Mann, der auf sie zutrat, kam sofort zur Sache. Er stellte ihr gezielt ein paar Fragen, dann ließ er sie stehen und besprach sich mit seinen Männern, die daraufhin mit verschiedenen Werkzeugen ins Haus stürmten. Auch eine Axt hatten sie dabei.

Während sie wieder auf den Fahrersitz sank, zog sich ihr Magen unangenehm zusammen.

Das verhieß nichts Gutes. Genauso wenig wie das Hämmern, das kurz darauf aus dem Haus drang.

Als der Feuerwehrkommandant wieder auftauchte, kündigte seine ernste Miene an, dass er keine guten Nachrichten hatte. Bren stellte sich auf das Schlimmste ein und stieg wieder aus, ohne dieses Mal ihre Kapuze aufzusetzen. Wenigstens hatte der wolkenbruchartige Regen aufgehört und der Sturm schien sich zu legen. »Wie sieht es aus?«

»Sie haben einen Kabelbrand in der Wand. Gut, dass Sie so eine empfindliche Nase haben. Die meisten merken einen Kabelbrand erst, wenn schon ein erheblicher Schaden angerichtet wurde.«

»Heißt das, dass es nur ein kleineres Problem ist?« *Bitte lass es so sein!*

»Es gibt keinen sichtbaren Schaden, aber wie es hinter den Rigipswänden aussieht, lässt sich schwer sagen. Es kann eine Weile dauern, bis wir sichergestellt haben, dass sich das Feuer nicht ausbreiten kann. Die elektrischen Leitungen in diesem Haus hätten schon vor Jahren erneuert werden müssen.«

Bei der Kritik, die in seiner Stimme mitschwang, warf sie die Schultern zurück. »Nur zu Ihrer Information: Das Haus gehört mir nicht, ich wohne hier nur zur Miete. Von den elektrischen Leitungen im Haus habe ich keine Ahnung.« Abgesehen davon, dass die Lichter manchmal flackerten und mehrere Steckdosen unzuverlässig waren. Aber jedes Haus hatte seine Eigenheiten.

»Verstehe.« Seine Miene wurde freundlicher. »Wenn Sie mir die Kontaktdaten des Eigentümers geben, informiere ich ihn. Die Elektroinstallation und die Rigipsplatten müssen auf jeden Fall erneuert werden.«

Mit anderen Worten: Sie würde in den nächsten Wochen auf einer Baustelle wohnen. Da kam Freude auf! Sie gab ihm die Telefonnummer ihres Vermieters und warf einen Blick zum Haus. »Brauchen Sie mich noch? Ich komme ohnehin schon zu spät zur Arbeit.«

»Nein. Wir sind hier noch eine ganze Weile beschäftigt.«

»Dann fahre ich. Ziehen Sie die Tür einfach zu, wenn Sie hier fertig sind.«

»Kein Problem.«

Während er wieder an die Arbeit ging, ließ Bren den Motor an, lenkte ihr Auto in Richtung *Perfekte Bohne* und versuchte, sich auf das Positive zu konzentrieren:

Das Haus hatte immerhin nicht wirklich gebrannt. Ihre persönlichen Sachen waren unversehrt geblieben. Sie würde es aus-

halten, eine Weile mit Staub und Lärm zu leben. Selbst als Baustelle war das Haus wesentlich besser als die meisten Wohnungen, in denen sie in den letzten zwölf Jahren gewohnt hatte.

Wenige Minuten später schob sie die Tür zur *Perfekten Bohne* auf und stellte fest, dass sich vor der Theke eine lange Schlange gebildet hatte.

Als Zach sie entdeckte, war seine Miene zuerst überrascht und dann sichtlich erleichtert. »Ich habe nicht damit gerechnet, dich schon so bald zu sehen.«

»Ich konnte im Haus nichts mehr machen.« Während sie ihre Schultertasche unter den Tresen schob und sich die Schürze umband, brachte sie ihn kurz auf den neuesten Stand.

»Das klingt nicht gut. Und das ausgerechnet an deinem Geburtstag.« Er verzog mitfühlend das Gesicht, während er die Düse der Espressomaschine sauber wischte.

»Ich hatte schon schlimmere Geburtstage.«

»Im Ernst?« Er warf ihr einen fragenden Blick zu, bevor er dem nächsten Kunden zu dem Espresso ein Stück Cranberry-Nusskuchen auf einen Teller schob.

Sie biss sich auf die Zunge.

Nur Bev, die Inhaberin der Buchhandlung, wusste ein bisschen über ihre Vergangenheit. Und Charley Lopez, der weise Tacoboch und Künstler der Stadt, der die erstaunliche Gabe besaß zu spüren, was Menschen in der Tiefe bewegte. Ansonsten hielt sie ihre Vergangenheit unter Verschluss. Warum sollte sie sich damit herumquälen? Schließlich hatte sie alles hinter sich gelassen. Sie würde sich den Neuanfang, den sie vor drei Jahren in Hope Harbor geschafft hatte, nicht trüben lassen.

Bren zwang sich zu einem Lächeln. »Das ist lange vorbei. Das Positive ist, dass ich das Feuer rechtzeitig entdeckt habe.« Sie wandte sich dem nächsten Gast in der Schlange zu. »Guten Morgen, Fred. Wie immer?«

»Heute nicht.« Kleine Fältchen breiteten sich in Fred Wards Augenwinkeln aus, als er ihr zuzwinkerte und die neueste Aus-

gabe des *Hope Harbor Herald* unter seinen Arm klemmte. »Charley hat mich überredet, den mexikanischen Kaffee zu probieren, von dem er immer so schwärmt. Ich habe beschlossen, meinen Horizont zu erweitern. Ich will schließlich nicht betriebsblind werden.«

»Das klingt gut. Also ein Café de Olla. Kommt sofort.«

Der Mann mit dem silbernen Haar legte fragend den Kopf schief. »In Ihrem Haus hat es gebrannt? Ich habe Ihr Gespräch ungewollt mitgehört.«

Es hätte keinen Sinn, diesen Vorfall verschweigen zu wollen. In einer so kleinen Stadt blieb nur wenig unbemerkt und ein Brand – oder ein Beinahebrand – interessierte alle. Innerhalb weniger Stunden würde die ganze Stadt Bescheid wissen.

»Ich hoffe, ich habe den Brand entdeckt, bevor zu viel Schaden entstanden ist.« Sie fasste das, was sie am Morgen erlebt hatte, kurz zusammen, während sie seinen Kaffee zubereitete, eine Zimtstange hineinsteckte und den Deckel auf den Becher drückte. »Hier ist Ihr Café de Olla. Ich hoffe, er schmeckt Ihnen.«

»Das wird er bestimmt. Charley hat mir noch nie einen schlechten Rat gegeben.«

Fred ging zu einem der Tische, die um den frei stehenden Kamin in der Mitte des Cafés angeordnet waren, und machte es sich bequem, um wie gewohnt den *Herald* zu lesen. Das machte er seit der Eröffnung des Cafés regelmäßig, früher zusammen mit seiner Frau, die im letzten Jahr gestorben war.

Bren empfand Mitgefühl, als Fred vorsichtig an seinem Kaffee nippte. Es überraschte sie nicht, dass er seit Helens Tod an mehreren Tagen in der Woche Stammgast in der *Perfekten Bohne* war. Das Café war für alle, die es betraten – Mitarbeiter und Gäste gleichermaßen –, ein Ort, der Wärme ausstrahlte und an dem man sich willkommen fühlte.

In der nächsten Stunde konzentrierte sie sich auf die Bestellungen ihrer Gäste und hatte keine Zeit, um sich den Kopf darüber zu zerbrechen, was in ihrem Haus los war. Aber als sich

der morgendliche Ansturm gelegt hatte und ihr Handy vibrierte, beschleunigte sich ihr Puls. Ihr Vermieter.

Sie drehte sich zu Zach herum und hielt ihr Telefon hoch. »Da muss ich drangehen.«

»Mach ruhig. Ich übernehme die Theke.« Er richtete seine Aufmerksamkeit auf den nächsten Gast.

Sie trat ein wenig zur Seite und nahm das Gespräch an. Ihr Vermieter überbrachte ihr ohne lange Vorrede die schlechte Nachricht.

»Ich bin in Ihrem Haus, Bren. Die Feuerwehr ist jetzt hier fertig, sie packen gerade zusammen. Es tut mir leid, aber das Haus wird für mindestens einen Monat nicht bewohnbar sein. Ich muss die elektrischen Leitungen komplett erneuern lassen, deshalb gibt es keinen Strom. Außerdem sind in den Wänden große Löcher, die neu verputzt werden müssen. Es könnte auch noch mehr Schäden geben.«

Oh Mann!

Dieser Geburtstag entwickelte sich zu einem regelrechten Albtraum.

Aber mit Selbstmitleid würde sie das Problem, wo sie solange wohnen sollte, nicht lösen. Sie würde sich einfach ein Zimmer im *Gull Motel* nehmen, bis ihr eine andere Lösung einfiel.

»Verstehe. Ich werde schon etwas finden, wo ich für die Dauer der Renovierungsarbeiten wohnen kann. Kann ich später ins Haus, um meine Kleidung und meine anderen persönlichen Sachen zu holen?«

»Ja. Das habe ich mit der Feuerwehr abgeklärt. Ich halte Sie über das Vorankommen der Renovierungsarbeiten auf dem Laufenden. Sobald die Handwerker fertig sind, können Sie wieder einziehen.«

»Danke. Kennt die Feuerwehr die Ursache für den Brand?«

»Sie vermuten, dass in der Nähe des Hauses ein Blitz eingeschlagen hat und die hohe Spannung über Leitungen oder Rohre, die von außen ins Haus führen, weitergeleitet wurde. Die Über-

spannung könnte auch über den Stromzähler ins Haus geleitet worden sein und den Verteilerkasten getroffen haben. Der Feuerwehrhauptmann meinte, ein Überspannungsschutz für das ganze Haus hätte den Brand verhindern können, aber so starke Gewitter wie heute sind eher selten. Ich habe es nie für nötig gehalten, einen solchen Schutz einbauen zu lassen.« Er seufzte laut. »Heute war nicht mein Glückstag, fürchte ich.«

Ihrer auch nicht. Aber das behielt sie lieber für sich. Als sie das Gespräch beendete, hatte Zach seinen Gast bedient und trat zu ihr. »Das klang nicht sehr vielversprechend.«

»Das war es auch nicht.« Sie erklärte ihm die Sachlage, während sie einen Kaffeeleck von der Theke wischte. »Ich hätte nie damit gerechnet, dass ich an meinem Geburtstag obdachlos werde.«

Auch wenn sie nicht zum ersten Mal obdachlos war.

Ein weiteres Detail aus ihrer Vergangenheit, das niemanden etwas anging – auch nicht ihren Chef.

»Vielleicht könntest du ...«

»Entschuldigen Sie, wenn ich mich einmische.«

Sie drehte sich zu Fred herum, der auf der anderen Seite der Theke stand und die Zeitung wieder unter seinen Arm geklemmt hatte.

»Ich wollte nicht lauschen, aber ich habe mitbekommen, welches Problem Sie haben. Wenn Sie eine vorübergehende Bleibe suchen, können Sie gern in meinem Wochenendhaus wohnen.«

Sie zog die Brauen hoch. »Ich dachte, Sie haben das Wochenendhaus an Touristen vermietet.«

»Früher schon. An Urlauber. Aber ohne Helen habe ich daran kein Interesse. Sie war von uns beiden immer die geselligere. Sie konnte unbeschwert mit den Gästen plaudern.« In seinem Lächeln schwang eine unübersehbare Melancholie mit. »Jedenfalls steht das Wochenendhaus leer. Es ist vermutlich ein bisschen eingestaubt, aber die Wasser- und Stromleitungen sind in einem erstklassigen Zustand.«

Bren wischte mit den Handflächen über die Schürze, während ihr die Freundlichkeit dieses Mannes Tränen in die Augen trieb. Sein Angebot war nett, wirklich. Aber die Miete konnte sie sich nicht leisten. Es war unvorstellbar, was Touristen in der Hauptsaison für private Ferienhäuser in dieser malerischen Stadt bezahlten. Sie würde sich mit dem *Gull Motel* begnügen, bis sie etwas fand, das in der gleichen Preiskategorie lag wie ihr bisheriges Häuschen.

»Vielen Dank, Fred, aber mein Budget gibt einen längeren Aufenthalt zu den Preisen, die Feriengäste hier zahlen, nicht her.«

»Sie sind doch kein Feriengast! Sie leben in Hope Harbor! Damit sind Sie meine Nachbarin. Da ich mit dem Haus sowieso kein Geld mehr verdiene, können Sie gern kostenlos darin wohnen.«

Sie schaute ihn mit großen Augen an.

War das sein Ernst? Er war bereit, sie kostenlos in seinem Wochenendhaus wohnen zu lassen?

Obwohl sie stark versucht war, sein großzügiges Angebot anzunehmen, schüttelte sie den Kopf. »Das kann ich nicht annehmen. Das wäre nicht fair.«

Fred schaute sie nachdenklich an und spitzte die Lippen. »Verraten Sie mir, wie viel Miete Sie aktuell zahlen?«

»Gerne.« Sie nannte ihm den Betrag.

»Für wie viele Zimmer?«

»Vier.«

»Mein Wochenendhaus hat nur zwei Zimmer. Ein kombiniertes Wohn- und Esszimmer mit integrierter Küchenzeile und ein Schlafzimmer. Sie können mir die Hälfte Ihrer bisherigen Miete zahlen. Wir können den Betrag in wöchentliche Zahlungen aufteilen, dann sind Sie in Bezug auf die Dauer Ihres Aufenthalts flexibler.«

Ihr fiel die Kinnlade herunter. Meinte er das wirklich ernst?

»Nimm das Angebot an, Bren«, grinste Zach und stieß sie kameradschaftlich mit der Schulter an, bevor er sich abwandte, um den nächsten Gast zu bedienen. »Einem geschenkten Gaul schaut man nicht ins Maul.«

Bren biss sich auf die Lippe. Es gefiel ihr nicht, Almosen anzunehmen. Und Freds Angebot fiel definitiv in diese Kategorie. Als Fred das Haus an Touristen vermietet hatte, hatte er zweifellos die Miete, die er ihr für einen ganzen Monat vorschlug, für ein verlängertes Wochenende verlangt.

»Machen Sie es nicht komplizierter, als es ist, meine Liebe.« Freds Mund verzog sich zu einem Lächeln. »Helen würde sich freuen, wenn das Haus wieder bewohnt wird, und ihr lag es sehr am Herzen, anderen Menschen zu helfen. Erlauben Sie mir, Ihnen in Erinnerung an sie diesen Gefallen zu tun.«

Eine schlaue Strategie, es so darzustellen, dass sie damit *ihm* einen Gefallen tat.

Da er es so formulierte, sollte sie sein Angebot vielleicht als unerwartetes Geburtstagsgeschenk einfach annehmen.

»Wenn Sie sich sicher sind, dann sehr gern.«

»Wunderbar! Kommen Sie vorbei, wenn es Ihnen passt. Dann gebe ich Ihnen den Schlüssel.« Mit einem höflichen Kopfnicken drehte er sich um und verließ das Café.

Als die Tür hinter ihm ins Schloss fiel, kehrte Bren mit spürbar leichterem Herzen und neuem Mut an ihre Arbeit zurück. Selbst an einem ansonsten schlechten Tag erlebte sie etwas Gutes.

Als das Café mittags um eins schloss, wartete eine weitere angenehme Überraschung auf sie: Mehrere Freunde aus Hope Harbor trafen mit Brownies aus der Bäckerei *Sweet Dreams* und Tacos von Charleys Stand ein, um mit ihr ihren runden Geburtstag zu feiern.

Ihr wurde richtig warm ums Herz, als ihr alle gratulierten und sie freundlich umarmten.

Aus diesem Grund war sie nach Hope Harbor gezogen. Als Barista verdiente sie zwar nicht das große Geld. Sie wohnte auch nicht in einem luxuriösen Haus wie in ihrer Jugend. Einen Mann, mit dem sie ihr Leben teilen wollte, hatte sie bis jetzt auch nicht kennengelernt. Aber sie nahm sich ihre Freundin aus *Bevs Bürocheroase* als Vorbild. Die Buchhändlerin führte ein bescheidenes

Leben und schien es nicht zu bedauern, dass es in ihrem Leben keinen Mann gab.

Während Bren ihre Sachen einpackte, allen dankte, dass sie zu dieser Überraschungsparty gekommen waren, und zu ihrem Haus fuhr, um die Sachen, die sie in den nächsten Wochen brauchte, einzupacken, fasste sie einen Entschluss: In diesem neuen Jahrzehnt ihres Lebens wollte sie ihr Singledasein genießen und die romantischen Tagträume, die sich gelegentlich meldeten, ignorieren. Die Illusion von einem glücklichen Leben zu zweit würde sie endgültig begraben.

Denn sie hatte es selbst erlebt, wie schnell sich Illusionen in Albträume verwandeln konnten.

Kapitel 2

Dieser Tag war die reinste Katastrophe.

Mit einem schweren Seufzen parkte Noah Ward seinen Mietwagen, schaltete die Scheinwerfer aus und betrachtete die dunklen Fenster des Hauses, das seine Eltern als Alterswohnsitz in Hope Harbor gekauft hatten.

Kurz vor Mitternacht hier anzukommen, war nicht sein Plan gewesen. Genauso wenig wie die unzähligen Flugverspätungen und dass er das Autoladekabel für sein Telefon in St. Louis vergessen hatte.

So spät in der Nacht konnte er nicht einfach an die Tür klopfen und seinen Vater aus dem Bett holen.

Leider war der Akku seines Handys seit Stunden leer. Sonst hätte er anrufen und Papa vorwarnen können. Er beschloss, ins Wochenendhaus hinter dem Haus zu gehen, sich auszuschlafen und seinen Vater am nächsten Morgen zu überraschen. Ein fremdes Auto, das ein Haus weiter am Straßenrand geparkt war, dürfte seinen Vater nicht beunruhigen, wenn er am Morgen aus dem Fenster schaute.

Noah stieg aus, dehnte sich und holte die Tasche mit seinem Handgepäck vom Rücksitz. Sein größerer Koffer konnte bis morgen im Kofferraum bleiben.

Er verriegelte den Wagen, kramte in seiner Jackentasche und zog die Schlüssel heraus, die ihm sein Vater gegeben hatte, als er und Mama dieses Haus vor zehn Jahren gekauft hatten. Es war wirklich schade, dass Noahs Arbeit als Steuerberater seine Zeit so sehr beanspruchte, dass er seinen Eltern nur hin und wieder einen Kurzbesuch hatte abstatten können. Die kleine Küstenstadt war sehr reizvoll und er konnte gut verstehen, warum sich seine Eltern in ihrem Urlaub in dieses Städtchen verliebt und schließ-

lich beschlossen hatten, aus dem Mittleren Westen nach Oregon zu ziehen.

Aber für ihn war es wesentlich entspannter gewesen, ihnen zweimal im Jahr Flugtickets nach St. Louis zu schicken. Dadurch hatte er tagsüber arbeiten können, während sie alte Freunde besucht hatten. Und die Abende hatten sie dann gemeinsam verbracht. Das war eine gute Lösung gewesen.

Doch dann war Mama gestorben und Papa hatte beschlossen, dass er nicht mehr verreisen wollte.

Noah suchte im Dunkeln den Weg zur Rückseite des Hauses und achtete darauf, dass er nicht über die Stufen stolperte. Ein Sturz fehlte ihm gerade noch, auch wenn das ein passender Abschluss für diesen Tag wäre, an dem nichts, aber auch gar nichts nach Plan gelaufen war.

Eigentlich war sein Terminkalender viel zu voll für diese Reise, da die Finanzberichte für das zweite Quartal anstanden. Aber wie sollte er sonst erfahren, wie es seinem Vater ging, der weder Textnachrichten schickte noch telefonierte noch E-Mails schrieb, wie Mama das immer gemacht hatte? Papas Herzbeschwerden vor zwei Monaten hatten zwar vielleicht keine bleibenden Schäden hinterlassen, aber sie waren ein Weckruf gewesen. Was war, wenn ein ernsthaftes gesundheitliches Problem auftrat? Wen könnte Papa hier draußen um Hilfe bitten?

Mit gerunzelter Stirn trat Noah durch das Tor, das in den Garten hinter dem Haus führte.

Es wäre viel vernünftiger, wenn sein Vater nach St. Louis zurückziehen würde, wo er seinen Sohn hatte. Und Freunde, die ihm im Ernstfall helfen konnten.

Allerdings würde es bestimmt nicht leicht werden, Papa von diesem Plan zu überzeugen. Dazu musste er schon persönlich mit ihm sprechen. Deshalb hatte Noah beschlossen, ohne Vorwarnung hier aufzutauchen. Wenn er vorher angerufen und seinem Vater den Grund für seinen Besuch genannt hätte, hätte Papa ihm diese Reise ausgedet und darauf bestanden, dass er zu Hause blieb –

wie jedes Mal, wenn dieses Thema zur Sprache kam. Und ein Besuch ohne einen konkreten Anlass hätte ihn misstrauisch gemacht.

Ein Überraschungsbesuch war also definitiv die beste Herangehensweise.

Aber nicht mitten in der Nacht.

Noah kniff die Augen zusammen und blickte zum Wochenendhaus, das im hinteren Teil des Grundstücks stand. Es war schade, dass Papa beschlossen hatte, es nicht länger zu vermieten. Durch die Gespräche mit Gästen hätte er wenigstens Kontakt zu anderen Menschen. Ohne Mama, die sich immer gern mit anderen verabredet hatte und ihren eher introvertierten Mann genötigt hatte, sich mit Freunden zu treffen, war sein Vater womöglich ein verschlossener Einsiedler geworden.

Andererseits war es vielleicht auch ein Vorteil, dass das Wochenendhaus nicht vermietet war. Wenn es für die ganze Saison ausgebucht wäre, hätte sein Vater einen Vorwand, das Thema Umzug aufzuschieben.

An der Tür angekommen, tastete Noah in der Dunkelheit nach dem Schloss und versuchte, den Schlüssel hineinzustecken. Beim dritten Anlauf gelang es ihm.

Gähmend drehte er den Türgriff und schob die Tür auf. Er brauchte einen Moment, bis er den Lichtschalter gefunden hatte. Aber sobald er ihn betätigt hatte, durchflutete das angenehme Licht einer Stehlampe neben dem Sofa den Raum.

Er konnte gut verstehen, warum dieses kleine Häuschen bei Touristen immer sehr gefragt gewesen war. Mama hatte es geliebt, Räume schön einzurichten. Die dezente Gestaltung, die durch einige Farbakzente belebt wurde, schuf eine angenehme, entspannte Atmosphäre.

Er würde sich das Haus morgen früh genauer ansehen. Jetzt wollte er nach dem langen Reisetag mit den vielen Verzögerungen nur noch schlafen.

Mit der Tasche in der Hand steuerte er auf die Schlafzimmertür zu, drehte den Griff und trat ein.

In fünf Minuten wäre er –

Ein heller Lichtstrahl blendete ihn. Abrupt blieb er stehen und taumelte nach hinten.

Was zum ...!

Bevor er diesen Gedanken zu Ende denken konnte, traf ihn etwas Nasses im Gesicht. Ein Höllenfeuer prasselte auf ihn ein. Seine Augen, seine Nase, sein Mund und seine Kehle brannten unerträglich. Er ließ seine Tasche fallen und hielt sich die Augen zu. Seine Lunge brannte wie Feuer und er musste kräftig husten. Seine Nase begann zu laufen. Er spürte brutale Schmerzen und sank keuchend auf die Knie. Wollte ihn jemand umbringen? Mit einer Hand stützte er sich auf dem Boden ab und mit der anderen tastete er nach seinem Taschentuch. Er musste das, was in seinen Augen brannte, wegwischen. So schnell wie möglich.

Als seine zitternden Finger das Stofftaschentuch fanden, zog er es heraus und versuchte, sich die Substanz, die ihn bei lebendigem Leib zu verbrennen drohte, abzuwischen.

Ohne Erfolg.

Durch das Reiben wurden die Schmerzen in seinen Augen nur noch schlimmer – soweit das überhaupt möglich war.

»Helfen ... Sie mir.« Die Stimme, mit der er seine heisere, krächzende Bitte ausstieß, hatte nicht die geringste Ähnlichkeit mit seiner sonst selbstbewussten Baritonstimme.

Keine Reaktion.

Derjenige, der ihm das angetan hatte, musste ein Herz aus Stein haben. Oder er hatte fluchtartig das Haus verlassen, nachdem er ihn außer Gefecht gesetzt hatte.

Wer war so hinterhältig und griff einen unschuldigen Mann an und ...

Moment! War es möglich, dass Papa das Wochenendhaus wieder vermietet hatte, ohne ihm davon zu erzählen? Hatte er mitten in der Nacht Feriengäste überrascht, die ihn für einen Einbrecher hielten und sich mit Pfefferspray verteidigt hatten? Oh Mann! Dieser Tag wurde ja immer schlimmer.

Das Brennen in seinen Augen und seinem Hals war unerträglich. Es blieb ihm nichts anderes übrig, als auf allen vieren das Bad zu suchen. Wenn derjenige, der ihm das Pfefferspray ins Gesicht gesprüht hatte, fort war, war er auf sich allein gestellt. Er musste versuchen, die ätzende Substanz aus seinen Augen und seinem Gesicht zu waschen, bevor ihn diese grausamen Schmerzen um den Verstand brachten.



Oh nein!

Nach einem kurzen Blick auf den Mann, der auf allen vieren wie blind durchs Zimmer krabbelte, las Bren erneut das Namensschild am Griff seines Handgepäcks, das er fallen gelassen hatte, als sie ihn mit einer Ladung Pfefferspray begrüßt hatte.

Noah Ward. Freds Sohn. Ein angesehener Steuerberater aus St. Louis, kein Einbrecher, wie sie angenommen hatte.

Ihr Magen zog sich zusammen. Sie hatte den Sohn des Mannes, der ihr heute Morgen aus ihrer Notlage geholfen hatte, angegriffen.

Wirklich eine feine Art, ihrem Wohltäter zu danken!

Aber es war nicht ihre Schuld. Wirklich nicht. Fred hatte mit keinem Wort erwähnt, dass er seinen Sohn erwartete, als er ihr den Schlüssel gegeben hatte. Wer außer einem Einbrecher schlich sich denn mitten in der Nacht ins Haus? Jeder vernünftige Mensch hätte ...

Noah stieß gegen eine Wand und stöhnte. Gütiger Himmel! Der Mann hatte wirklich starke Schmerzen.

Obwohl sie versucht war, sich beschämt davonzuschleichen, musste sie ihm helfen. Niemand, der auch nur einen Funken Mitgefühl hatte, konnte einen Mann, dem es so schlecht ging, im Stich lassen. Mit den Konsequenzen ihres Handelns würde sie sich später auseinandersetzen müssen.

»Ähm ...« Sie trat zu ihm. »Es tut mir leid. Ich dachte, Sie wären ein Einbrecher.«

Er stöhnte wieder und sein Atem klang abgehackt.

Eine spürbare Panik ergriff sie.

Pfefferspray war für die meisten Menschen angeblich nicht gefährlich, nur extrem unangenehm – es sei denn, man hatte Asthma.

Litt Freds Sohn an Asthma?

»Entschuldigen Sie bitte vielmals. Wie kann ich Ihnen helfen?«

Sie beugte sich nach unten und berührte ihn an der Schulter.

»Badezimmer«, stöhnte er. »Wasser.«

»Können Sie aufstehen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Okay. Ich führe Sie.« Sie legte die Hand um seinen Arm und zog ihn in Richtung Badezimmer. An der Tür blieb sie stehen.

»Sie befinden sich auf der Türschwelle.«

Er tastete sich vor, krabbelte hinein und zog sich langsam am Waschbecken hoch, was ihm offensichtlich fast übermenschliche Kräfte abverlangte.

Kein Wunder, dass Polizisten Pfefferspray nur als letztes Mittel einsetzten, wenn es sogar diesen durchtrainierten Mann in die Knie zwang.

Bren drehte ihm den Wasserhahn auf.

Er hielt seine Hände unter das fließende Wasser, beugte den Kopf übers Waschbecken und schüttete sich kaltes Wasser ins Gesicht.

War das die effektivste Methode, um die Wirkung von Pfefferspray zu bekämpfen? Sie überließ ihn sich selbst, holte ihr Handy und suchte online, was man nach einem Pfeffersprayangriff am besten tun sollte. Nachdem sie die Ratschläge überflogen hatte, eilte sie in die Küche, nahm einen großen Krug aus dem Schrank, füllte ihn mit Wasser und kehrte damit ins Badezimmer zurück.

Noah spritzte sich immer noch Wasser ins Gesicht.

»Ich bin wieder da.« Sie quetschte sich an ihm vorbei in den kleinen Raum. »Das, was Sie da machen, hilft nicht viel. Wir soll-

ten die Augen mit Wasser ausspülen. Ich habe einen Krug mit Wasser geholt. Wenn Sie sich vorbeugen und den Kopf über dem Waschbecken zur Seite drehen, lasse ich das Wasser langsam in Ihre Augen laufen.«

Wortlos befolgte er ihre Anweisungen.

Bren ließ das Wasser aus dem Krug über das geschwollene Auge laufen. »Es wäre gut, wenn Sie das Auge so weit wie möglich aufmachen könnten.«

Als Antwort hob er eine Hand und zog das untere Augenlid nach unten.

Als der Krug leer war, trat sie zurück. »Ich fülle den Krug für das andere Auge neu auf.«

Ohne auf eine Antwort zu warten, eilte sie in die Küche zurück und ließ den Krug erneut volllaufen. Dann wiederholte sie die gleiche Prozedur bei seinem zweiten Auge.

Wenigstens hatte er aufgehört zu stöhnen.

Sie goss nach und nach fünf Krüge Wasser in jedes Auge, bis er beide Augen einen kleinen Schlitz öffnen konnte, dann brachte sie ihm einen Becher mit kaltem Wasser und eine Schüssel mit Eisstückchen. »Wenn Sie das Wasser trinken und das Eis lutschen, lässt das Brennen im Mund angeblich nach.«

Schweigend trat er zur Seite, setzte sich auf den Toilettendeckel und schluckte das Wasser. Dann begann er, die Eiswürfel zu lutschen.

Bren bemühte sich, ihn nicht anzustarren, aber er sah wirklich sehr mitgenommen aus. Seine Augen waren so geschwollen, dass er sie nur zur Hälfte öffnen konnte. Sie tränten pausenlos, sein Gesicht war rot gefleckt und seine Nase lief wie ein aufgedrehter Wasserhahn.

»Das Licht ist zu hell.« Er hielt sich die Hand über die Augen.

Richtig. Sie hatte gelesen, dass Pfefferspray eine starke Lichtempfindlichkeit auslösen konnte.

Nachdem sie das Deckenlicht ausgeschaltet hatte, wischte sie mit den Handflächen über ihr Nachthemd. »Sie sollten Ihr Hemd

ausziehen, da sich darauf wahrscheinlich auch etwas von dem Pfefferspray befindet, und duschen.«

Ohne mit dem Lutschen an seinem Eiswürfel aufzuhören, zog er sein Hemd aus und knüllte es zusammen.

Das T-Shirt, das er darunter trug, betonte seinen breiten Brustkorb.

Bren räusperte sich und trat so weit zurück, wie es der beengte Raum erlaubte. So bedauernswert dieser Mann in seiner momentanen Verfassung auch war, er sah ungemein attraktiv aus.

»Wer sind Sie?« Er riss ein Stück Toilettenpapier ab und versuchte, sich die Nase zu putzen.

Sie zwang sich, ihren Blick von ihm loszureißen.

Seine Stimme klang immer noch rau, aber seine Atmung hatte sich, Gott sei Dank, wieder normalisiert. Ihren Geburtstag mit einem Notruf zu beginnen, war schon schlimm genug gewesen. Sie wollte ihn nicht auch noch mit einem solchen Anruf beenden.

»Bren Ryan, aber alle sagen nur Bren. Ich wohne in Hope Harbor. Heute Morgen hat es in meiner Wohnung gebrannt. Deshalb hat mir Ihr Vater angeboten, dass ich in seinem Wochenendhaus wohnen kann, bis mein Haus wieder bewohnbar ist.«

Ein knurrendes Stöhnen war seine einzige Antwort.

Nachdem er noch mehr Eis gelutscht hatte, stand er auf und taumelte zur Tür. Sie trat in dem kleinen Raum zur Seite, um ihn vorbeizulassen. »Es tut mir wirklich sehr leid.«

Ohne ihr eine Antwort zu geben, klemmte er das zusammengeknüllte Hemd unter seinen Arm, schob sich an ihr vorbei und hob die Tasche auf, die er fallen gelassen hatte.

Auf halbem Weg durch das Wohn- und Esszimmer zögerte er und drehte sich zu ihr um. »Kann ich kurz Ihr Handy benutzen?«

»Äh ... klar.« Sie holte ihr Telefon aus der Küche und hielt es ihm hin.

Er nahm es, drehte sich zur Seite und gab eine Nummer ein. Schweigen.

Derjenige, den er anrief, lag so spät in der Nacht vermutlich im Bett und schlief schon tief und fest. Wie jeder normale Mensch.

»Papa, ich bin es. ... Ja ... Eine lange Geschichte. Ich habe mir ihr Telefon geborgt.« Noah legte den Kopf schief und wischte mit dem Ärmel seines T-Shirts über seine tränenden Augen. »Ich erkläre es dir später, ja? Ich wollte nicht ins Haus kommen, ohne dich vorzuwarnen ... Ja. Ich bin gleich da.«

Nachdem er das Gespräch beendet hatte, hielt er ihr das Telefon hin und sein Blick wanderte für einen Moment zum kurzen Saum ihres knallrosa Nachthemds, bevor er ihn schnell wieder auf ihr Gesicht konzentrierte. »Danke.«

»Gern.« Sie zog unten an dem Seidenstoff und deutete auf sein Gesicht, während sie das Handy nahm. »Das tut mir wirklich sehr leid.«

»Ich werde es überleben.«

Das stimmte. Aber die Folgen des Pfeffersprays würde er noch ein paar Stunden zu spüren bekommen. Das hatte sie jedenfalls gelesen.

»Sie, äh, sollten so schnell wie möglich duschen. So steht es im Internet.«

»Danke für den Tipp. Gute Nacht.« Er drehte sich auf dem Absatz um, ging zur Tür und zog sie hinter sich ins Schloss. Offenbar konnte er es nicht erwarten, so schnell wie möglich vom Schauplatz des Geschehens wegzukommen.

Wer sollte ihm daraus einen Vorwurf machen?

Als im Wochenendhaus wieder Ruhe einkehrte, atmete Bren tief durch und warf einen Blick auf die Uhr.

23:59 Uhr.

Ihr Geburtstag war fast vorbei. Was für ein Tag! Zwischendrin richtig schön, aber der Beginn und das Ende katastrophal.

Mit hängenden Schultern schaltete sie das Licht aus und kehrte ins Schlafzimmer zurück.

Wenn sie Glück hatte, würde Freds Sohn diesen mitternächtli-

chen Angriff morgen mit anderen Augen sehen und beschränkte sich für den Rest seines Besuchs auf das Haus seines Vaters.

Und wenn nicht?

Dann würde Mr Ward junior seinen Vater womöglich überreden, ihm das Wochenendhaus zu überlassen, und sie stünde auf der Straße. Es wäre nicht das erste Mal, dass so etwas passierte, aber sie hatte gedacht, diese Zeiten wären für immer vorbei. Da zeigte sich mal wieder, wie dumm es war, den Status quo für selbstverständlich zu halten.

Sie legte sich wieder ins Bett und zog sich die Decke bis ans Kinn. Da sie sich für morgen – besser gesagt, heute – viel vorgenommen hatte, brauchte sie ihren Schlaf. Aber während sie zur dunklen Zimmerdecke hinaufstarrte, blickte sie der Wahrheit ins Auge. Sie würde am ersten Tag ihres dreißigsten Lebensjahrs nicht ausgeschlafen und energiegeladen aufwachen. Und falls ihre Pechsträhne anhielt, würde sie sich eine andere Unterkunft suchen müssen, statt die ersten Punkte ihrer Vorsätze in die Tat umsetzen zu können.